

vorgestellt, was nicht „in einem primär republikanischen Gewand“ geschieht.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass eine konsequent auf eine konkrete Perspektive ausgerichtete Einführung in die antike Epik vorliegt, die trotz einer geringeren Konzentration auf die griechische Epik – weder Apollonios Rhodios noch Quintus Smyrnaeus und Nonnos gehört eine richtige Einzeldarstellung – empfehlenswert ist. Leider ist der Satz nicht frei von Schreib-/Setzfehlern und ausgelassenen Wörtern.

PETER SCHENK

Fögen, Th., Mindt, N. (2024): *Brief und Epigramm. Bezüge und Wechselwirkungen zwischen zwei Textsorten in Antike und Mittelalter*, Berlin/Boston, de Gruyter, 346 S., EUR 119,95 (ISBN 978-3-11-063879-0). <https://doi.org/10.1515/9783110638790>.

Sich in Zeiten von SMS, also des Short Message Service, und anderer Kurznachrichtendienste wie WhatsApp, X oder Telegram mit antiken Textsorten zu befassen, von denen zumindest eine ebenfalls ein zentrales Wesensmerkmal in ihrem deutschen Namen Brief, abgeleitet von *brevitas*, trägt, scheint dem Rezensenten schon per se ein lohnendes Unterfangen.

Das Herausgeberteam beschreibt in seiner Einleitung Brief und Epigramm als ursprünglich „durch Kürze und Beschränkung auf das Wesentliche gekennzeichnet[e]“ Textsorten (2). Weitere gemeinsame Charakteristika bestünden in ihrer Schriftlichkeit und einem „eher ‚niedrige[n]‘ Stil, verbunden mit entsprechenden Stoffen und Motiven“ (1). Darüber hinaus nennen Fögen und Mindt die Okkasionalität ein „wesentliches Merkmal“ (6) von Brief und Epigramm. Sie verstehen darunter neben dem Austausch von Informationen Anekdoten, Portraits von Zeitgenossen, „Danksagungen, Ein-

ladungen, Gratulationen oder Empfehlungen“ sowie „die Reflexion zu sozialen und politischen Verhältnissen oder sogar [...] philosophische Instruktion“ (6). Es lasse sich zudem beobachten, dass „sich kaum eine Textsorte innerhalb p der antiken griechischen und römischen Literatur als so flexibel“ (5) zeige wie der Brief, denn er sei „schon früh von gebildeten Eliten“ entgegen dem Postulat der Kürze „in eine facettenreichen literarische Gattung transformiert“ (5) worden, etwa mit Themen aus Philosophie und Naturwissenschaft. Seine sprachliche und stilistische Gestaltung, also seine Literarität, richte sich dann nach Inhalt und intendierter Öffentlichkeit oder im Fall des Epigramms nach seiner Thematik. Denn das Epigramm habe ebenfalls eine Entwicklung durchlaufen, die es nach und nach zu einer „multifunktionalen Textsorte“ habe werden lassen, indem es sich „aus dem ursprünglichen konkreten Funktionskontext herausgelöst“ (8) und Themen sowie Motive aus Elegie, Tragödie, Epos und Rhetorik integriert habe.

Diese hier nur kurz umrissene Einleitung erweist sich als eine aspektreiche Einführung in die vielschichtige Problematik der Definition von Brief und Epigramm als Gattung. Überwiegen verbindende Gemeinsamkeiten oder doch differenzierende Unterschiede? Eine allgemein akzeptierte Definition liegt demnach jedenfalls noch nicht vor, sondern sie scheint gerade aktuell im Fluss zu sein.

Deshalb thematisierte eine Tagung an der Humboldt Universität Anfang 2019 diese sich aus dem bisherigen Befund ergebenden multiplen Fragestellungen. Der vorliegende Band publiziert fünf Jahre später die dort gehaltenen elf Vorträge, um ihre Ergebnisse einer breiteren Diskussion zugänglich zu machen.

Ulrich Schmitzer („Epigrammatisches in Ovids *Heroides*“, 87-104) macht etwa am Bei-

spiel von Ovids *Heroides*, den *Tristien* und Properz darauf aufmerksam, dass Brief und Epigramm als Gattungen gekreuzt werden konnten, um „ein neuartiges Ganzes zu schaffen“ (102). Auch Meike Rühl („Der Pakt mit dem Adressaten. Kommunikation und Kommentar in Brief und Epigramm“, 105-128) arbeitet exemplarisch an Plinius minor und Martial Gemeinsamkeiten der beiden Textsorten heraus. Sie bestehen nach ihrer Analyse in Schriftlichkeit, „enge[r] Bindung an den Emittenten und/oder Empfänger der Nachricht“ (126) und „inhaltlichen Überschneidungen“ (5). Hinzutrete ihre Verwendung als literarische Paratexte, die eine Kommentierung ermögliche. Schließlich ändere eine Publikation ihren Status, indem aus Gebrauchstexten literarische Produkte werden.

Nina Mindt („Epigraphische Elemente in Ciceros Briefen“, 21-53) zeigt, dass „einzelne Briefe [sc. Ciceros] [...] eine Nähe zum Epigramm aufweisen“ (49). Sie bestehe „neben den formalen, sprachlichen und rhetorischen Aspekten [...] in inhaltlicher, thematischer und motivischer Hinsicht“ (49). Diese Beobachtung markiere den „Anfang einer Literarisierungstendenz“ (8) von Brief und Epigramm. Thorsten Fögen („Ars adeo latet arte sua: Die ‚epigrammatischen Briefe‘ des Jüngeren Plinius“, 167-196) weist an ausgewählten Pliniusbriefen deren epigrammatischen Charakter nach. In Sinne einer „inhaltlich-gedanklichen und formalen“, aber auch „sprachlich-stilistischen“ (190f.) *variatio* habe ihr Verfasser zudem Elemente anderer literarischer Gattungen in seine Episteln aufgenommen, so dass eine „Art ‚Super-Genre‘, das es in dieser Form zuvor nicht gegeben hatte“ (12) entstanden sei.

Christian Tornau („Brief und Epigramm bei Augustinus, Hieronymus und Paulinus von Nola“, 259-286) und Margot Neger („Brief und

Epigramm in den Nachrufen auf Literaten bei Sidonius Apollinaris [Epist. 4.11 und 8.11]“, 229-257) demonstrieren an den christlichen Briefschreibern Augustinus, Hieronymus, Paulinus von Nola und Sidonius Apollinaris, dass diese Autoren der Spätantike von epigrammatischen Elementen in unterschiedlichen Zusammenhängen Gebrauch machen, aber zum Teil auch „den Gattungsbegriff *epigramma* beträchtlich“ (251) erweitern. Als Definition des Epigramms wird dabei eine „sprachliche Gestaltung zugrundegelegt, die nach dem Muster ‚Spannung – Auflösung‘ verfährt, auf eine überraschende Pointe zusteuer und im Rahmen der brieflichen Kommunikationssituation für eine Intensivierung des Verhältnisses von Schreiber und Adressat oder Adressatin sorgt“ (283).

Bianca-Jeanette Schröder („Abschlußpointen in den Briefen von Symmachus und Ennodius: Zum Gegensatz von *brevitas* und *expolitio*“, 287-314) konstatiert, dass Magnus Felix Ennodius, der Bischof von Pavia, in den epigrammatischen Abschnitten seiner Briefe vom Erfordernis von Spannung – Auflösung – Pointe zugunsten des Prinzips der *expolitio* abgewichen sei. Im Gegensatz dazu habe Quintus Aurelius Symmachus in epigrammatischen Passagen seiner Briefe größten Wert auf gelungene Pointen gelegt.

In ihrer Untersuchung („Grabepigramm und Trauerbrief: Plinius der Jüngere, Martial, Ausonius, Hieronymus und Sidonius Apollinaris“, 197-227) analysiert Judith Hindermann die Verschränkungen und Intentionen der im Titel genannten Textsorten im Werk der erwähnten Autoren. Derartiges gegenseitiges Durchdringen der Textsorten Brief und Epigramm kann auch Marcus Janka („Gattungsdiskurse *inter amicos*: Der intertextuelle Dialog zwischen Martial und Plinius“, 129-165) an den Beispielen von Plin. epist. 3,21. 4,11. 4,27, Mart. epist. 1 und 2,

epigr. 5,80. 10.20[19] und mit den Formeln *epistulae versibus loquentes – epigrammata epistulas facientia* (162) illustrieren.

Simon Zuenelli („Als das Epigramm mobil wurde: Die Geschenkepigramme im Kranz des Philipp“, 55–86) weist Epigramme als begleitendes Billett von Geschenkpräsentationen nach, das seinen Anfang bei Krinagoras aus Mytilene und seinen Höhepunkt in Antipater aus Thessaloniki gefunden habe. In der lateinischen Literatur lasse sich dieses „Miniaturgenre“ (82) bei Martial und Paulinus von Nola weiterverfolgen. Es stehe dort in engem Zusammenhang mit dem Brief als Medium der *amicitia*.

Schließlich kommt Floris Bernard („Flinging Scrolls: Poetic Invective and Epistolarity in Byzantium“, 315–332) für das 10. bis 12. Jh. zu dem Fazit, dass Invektivgedichte, also Epigramme, und Briefkommunikation unter dem Einfluss von Theater-Metaphorik erheblichen Umwälzungen unterworfen wurden.

Dem Rezensenten stellt sich nach der Lektüre des Buches die Frage, ob in dieses angestoßene Projekt nicht die Fabel als ebenfalls sogenannte kleine Gattung wegen ihrer vergleichbaren Merkmale von Kürze, Kommentierung des Dargestellten (*fabula docet*) und der situativen Verortung im alltäglichen Leben eingebunden werden sollte. Das Grazer Repertorium antiker Fabeln (GRaF) böte dazu sicher geeignete Voraussetzungen.

Der vorgestellte Band wird gewiss mit der Vielfalt seiner methodischen Ansätze und der dargestellten Ergebnisse den wissenschaftlichen Diskurs über weniger beachtete Literaturgattungen anregen und dadurch dazu beitragen, neue Erkenntnisse und Einsichten zu Tage zu fördern.

*Indices locorum, personarum rerumque finalisieren das Buch zu einer geschlossenen Einheit, hilfreich auch für die Weiterarbeit am Thema.*

MICHAEL WISSEMAN

Steiger, R. (2023): *Tonelemente im lateinischen Vers*. Polling (Selbstverlag) 2023. 91 S., EUR 19,- [zu beziehen über Vf., Am Isabellenschacht 20, 82377 Penzberg oder telef.: 08856 7619].

Die Ausgangsfrage dieser materialreichen und wohl begründeten Studie R. Steigers (St.) wie wurde der lateinische Vers in der Antike gelesen, wie im Mittelalter? – ist umstritten bis heute. Das Problemfeld umfasst – grob umrissen – einen Grundunterschied metrisch gebundener Rede im Deutschen gegenüber dem Lateinischen: im muttersprachlichen Vers, taktgerecht gelesen, bilden Bau und Vortrag eine Einheit in der rhythmisch geordneten Abfolge von Hebung und Senkung, konkrete Folge: der Silbenakzent der Einzelwörter stimmt mit dem Verstakt überein (St. 1–3) – und eine Betonungsverschiebung im Wort kann gar zu einer Bedeutungsverschiebung führen (Haúsaufgabe vs. Hausaufgabe). Auf der anderen Seite besteht der lateinische Vers aus einer geregelten Folge von langen und kurzen Silben (quantitierende Metrik), der nachantike – bei im Kern übernommener Struktur – aus einer geregelten Folge betonter und unbetonter Silben (akzentuierende M.); dabei kann der Akzent auch innerhalb des Einzelwortes bedeutungsfrei alternieren. Indem wir nun den rhythmusbezogenen Vortrag des deutschen auf die Quantitätenstruktur des lateinischen Verses übertragen, ersetzen wir dessen metrische Längen durch Hebung (rhythmisches Starkton = Iktus), seine Kürzen durch Senkung (= schwacher Taktteil). Dieser Starkton auf der Stammsilbe als zugleich sinnbestimmendem Wortelement führt in der Mündlichkeit moderner europäischer Dichtung zu einer Harmonie zwischen Wort- und Versakzent.

Die folgende Untersuchung gliedert sich zunächst in vier Bereiche von Tonelementen: der Hervorhebung (Wortakzent, 4–18), der Dauer